Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

für

Deutschen Rundschau

Nr. 223 Bromberg, den 29. September 1933.

Jagd im Kreise.

Kriminal-Roman von John Spencer.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Blatch war einer der reizendsten Kerle, die man sich nur denken kann!“ rief er aus. „Er hat sich als Student in Oxford schon rühmlich hervorgetan und durch sein Boxen die blau-weiße Jacke verdient. Später hat er einen ziemlichen Ruf als Amateur im Motorrennsport errungen. Dann starb sein Vater und ließ ihn in sehr bedrängten Umständen zurück. Zufällig erfuhr ich davon und fragte ihn, ob er mir in meinem Bureau helfen wollte. Ein durchaus sauberer, makelloser junger Mann von der reinsten englischen Art!“

Larpent sagte nichts. Es herrschte ein langes Schweigen, bis der Kommissar endlich das Wort nahm: „Es bleibt uns nichts anderes übrig, als ihn festzunehmen, und zwar in Ihrem eigenen Interesse — einerlei, ob Sie einen Strafantrag gegen ihn stellen oder nicht. Und sonst haben wir wohl jetzt weiter nichts mehr zu verhandeln. Ich danke Ihnen sehr für Ihren Besuch, Sir Glazeborough.“

Sir Henry erhob sich. Aber Larpent bemerkte, daß er offenbar noch nicht die Absicht hatte, zu gehen. Er legte eine Hand auf Larpents Schreibtisch und beute sich über die Platte weg zu ihm hinüber. „Wenn man sich nun so diesen tragischen Konflikt vorstellt, in den der unglückliche junge Mensch sich hineingerissen sah!“ sagte Sir Henry. „Auf der einen Seite, wenn ich so sagen darf, seine Verehrung gegen mich und das Bewußtsein des schweren Unrechts, das er im Begriff war, mir anzutun. Und auf der anderen Seite Wohl und Wehe, Leib und Leben des entzückendsten jungen Mädchens — hübsch, begabt, echt weiblich . . .“

Larpent sah nachdenklich auf Sir Henrys Hand, die unflätig ausgespreizt auf dem Schreibtisch lag. War der Mann schließlich zu ihm gekommen, um ihm irgend etwas über das Mädel des jungen Blatch zu sagen, fragte er sich.

„Na schön, ich danke Ihnen nochmals für Ihren Besuch, Sir Henry“, wiederholte er.

„Nur noch ein kleines Anliegen, bevor ich gehe, Mr. Larpent! Ich denke an dieses arme junge Mädchen. Es ist eine Miß Merrow. Sie wohnt in Bloomsbury, Porlock Mansios Nummer fünf. Sicherlich hat sie jetzt Schweres durchzumachen. Wenn es möglich ist, daß sie von Ihrer Abteilung aus ins Verhör genommmen werden muß, so möchte ich Sie bitten, ihr das dadurch zu erleichtern, daß Sie sie persönlich einmal besuchen.“

„Schon gut“, sagte Larpent. „Wenn Sie das beruhigt, kann ich ja selber mal dort nach dem Rechten sehen.“

„Oh, ich danke Ihnen — ich danke Ihnen von ganzem Herzen!“ sagte Sir Henry und komplimentierte sich langsam zur Tür hinaus.

Als er gegangen war, begann Larpent im Zimmer auf und ab zu schreiten. Er bemühte sich, innerlich über die seltsame Unterredung Klarheit zu gewinnen. „Ich versuchte ihn rauszuekeln. Aber er wollte nicht gehen — bis er mir glücklich den Namen und die Adresse des Mädchens beigebracht hatte. Das ist also der wahre Grund, weswegen er hergekommen ist. Aber warum nur? Früher oder später wäre ich ja doch dazu gekommen, das festzustellen. Das bedeutet also, daß er wünscht, ich möchte sie recht bald selbst aufsuchen — aus irgend einem besonderen Grunde, den er insgeheim dafür hat. Sonderbar. Ich kann noch nicht recht begreifen, wieso er da etwa irgendein Ding mit diesen Juwelen drehen könnte, für die er doch selber verantwortlich ist.“

Er trat hinter seinen Schreibtisch und blieb dort stehen, während er auf den Teil der Schreibplatte starrte, auf den sich Sir Henry gestützt hatte. „Es fragt sich nur . . . aber ich habe ja bis jetzt immer noch Glück gehabt. Ganze Schiffsladungen voll! Und jetzt werde ich es vielleicht auch wieder schaffen, wenn mir das Glück noch treu geblieben sein sollte. Es sieht ja beinahe so aus — und wenn es so ist, dann wollen wir es auch gleich beim Schopfe fassen!“

Er öffnete ein Schubfach und nahm ein Stück Kreide heraus. Damit zog er einen weiten Kreis um den Teil des Tisches, auf den Sir Henry seine Hand gestützt hatte.

Dann drückte er auf einen Knopf der Schalttafel für das Haustelephon und nahm den Hörer auf.

„Auf meiner Schreibtischplatte werden Sie Fingerabdrücke finden — innerhalb eines Kreidekreises, den ich gezogen habe. Ich möchte sie gern photographiert haben.“

Dann nahm er ein Auto nach Porlock Mansios, in der Absicht, „mal einen kleinen Versuch zu riskieren“, ob aus dem Mädel irgend etwas herauszuholen sein würde.

7.

Ungefähr fünf Minuten vor vier Uhr war Roland Blatch bei dem Telephonhäuschen an der Ecke von Bedford Row angelangt.

Die leidenschaftliche Erregung, in der er sich beim Abschied von Joyce befand, hatte nachgelassen und einer kalten Entschlossenheit Platz gemacht. Er war keineswegs gewillt, vor den Folgen seiner Tat auszureißen. Denn er wußte wohl, wenn er vor Gericht käme und wegen des Diebstahls abgeurteilt würde, so könnte das nur eine formelle Verurteilung bedeuten. Aber das änderte für ihn selbst nichts daran, daß er — einerlei aus welchen Motiven — seinen Brotherrn beraubt hatte. „Old Glassy“ — mochte er nun sein, wie er wollte, mit all seinen Fehlern — hatte ihm vertraut — und er hatte dies Vertrauen mißbraucht. Der Wisperer hatte es mit seinen abscheulichen Methoden fertiggebracht, ihn zum Dieb zu machen.

Aber alle moralischen Bedenken mußten jetzt zurückstehen. Er war fest entschlossen, mit jedem zu Gebote stehenden Mittel zu arbeiten, auch mit List und Verrat, wenn es nötig war, um die Juwelen wieder herbeizuschaffen und den Mörder zu vernichten, der Joyces Leben bedroht hatte.

Punkt vier Uhr trat er in das Telephonhäuschen ein. Und schon ertönte auch die Klingel. Er nahm den Hörer ab.

„Hier ist Blatch.“

„Also, wie ist es — machst du nun mit?“ Die Stimme klang krächzend. Es war gerade kein sehr einladendes Organ.

„Jawohl.“

„Gemacht! Hör mal — wir sind nämlich eine besonders pikfeine Gesellschaft — da mußt du dich erst mal ein bißken neu einpuppen! Hast 'nen Bleistift da? Schön! Also schreib mal auf — du gehst gleich bei Maviste vorbei, Piccadilly, Newport Stret 169, und verlangst da eine Maniküre. Mahlzeit!"

Die Verbindung war abgebrochen.

„Herrschaft noch mal — das ist doch eine verdammte Frechheit!" knurrte Roland vor sich hin. Dann zuckte er mit den Schultern, verließ das Telephonhäuschen und nahm ein Auto.

Das Auto setzte ihn vor einem vornehmen Friseurgeschäft ab. Das Schaufenster war sehr geschmackvoll dekoriert. Vor einem schweren Samtvorhang war eine Modellbüste mit einer kunstvoll ondulierten Perücke aufgebaut — und auf beiden Seiten der Büste stand je ein winziges Parfümfläschchen.

„Das sieht ja beinahe aus wie ein Damensalon", dachte er und trat ein. Hinter der Ladentafel saß ein junges Mädchen und las in einem sorgfältig in Papier eingeschlagenen Buche, das sie bei seinem Eintritt beiseite legte.

„Ich möchte gerne eine Maniküre!"

„Bitte gehen Sie hier entlang, mein Herr. Madame ist gerade frei."

Das junge Mädchen wandte sich wieder ihrem Roman zu, und Roland durchschritt einen langgestreckten Gang, der durch eine weißlackierte Tür abgeschlossen wurde.

Noch bevor er die Tür erreicht hatte, wurde sie geöffnet, und es erschien eine große, kräftig gebaute Frau — eine auffallende Erscheinung. Sie war diskret, aber doch sehr elegant gekleidet. Obgleich sie nicht gerade der Typ war, den er liebte, so mußte er doch eingestehen, daß sie wohl mancher Mann als Schönheit ansprechen würde. Ihre Züge waren klar umrissen, von einer fast klassischen Reinheit. Eine unbändige Lebenskraft funkelte aus den graugrünen Augen unter dem dichten braunen Haarschopf. Sie mochte etwa zwischen fünfundzwanzig und dreißig sein.

„Sie wünschen eine Maniküre?" Der Klang ihrer Stimme war angenehm und ihre Aussprache die einer gebildeten Frau — das war gewiß nicht die geschäftsmäßige Höflichkeit einer gewöhnlichen Friseuse.

„Gewiß — ich bitte darum!" antwortete er etwas verlegen, während er sich in dem Zimmer umsah. In dem Raum war nichts Besonderes zu bemerken. Ein Frisierstuhl stand vor einem schöngeformten Marmorbecken. Darüber befand sich ein hoher Spiegel, neben dem ein Metallzierat angebracht war, der in den Stil des Ganzen eigentlich nicht so recht hineinzupassen schien. Auf beiden Seiten des Beckens befanden sich zwei Glasschränkchen mit einer Unzahl von Fläschchen. Daneben waren noch ein paar Fächer, auf denen elektrische Apparate standen, wie man sie zur Haarpflege braucht.

Sie lud ihn mit einer Handbewegung ein, auf dem Frisiersessel Platz zu nehmen.

Dann bemerkte sie: „Wenn Sie Lust haben, dann rauchen Sie bitte ruhig!"

„Danke sehr!" Er tastete seine Taschen ab. „O — ich habe gar nichts mehr zu rauchen bei mir."

Sie hielt ihm eine goldene Dose hin, und er nahm sich eine Zigarette heraus.

„Ich habe lieber Herren als Kunden. Sie haben wenigstens nichts dagegen, wenn ich es mir auch schmecken lasse", meinte sie beiläufig, während sie sich selbst eine Zigarette ansteckte.

Sie nahm einen weißen Frisiermantel vom Haken, schlüpfte hinein und knöpfte ihn gemächlich zu. Dann füllte sie eine Schale mit heißem Wasser und hielt sie ihm hin. Ihre Bewegungen waren so langsam, daß sie einen Mann, der es wirklich eilig hatte, zur Verzweiflung treiben mußten.

Dann dröhnte mit einem Male und völlig unvermittelt eine Männerstimme durch den Raum — das krächzende Organ des Mannes, der vorher am Telephon mit ihm gesprochen hatte.

„Alles in Ordnung, Connie! Es ist niemand hinter ihm her. Du kannst also anfangen. Wir werden ihn „Nummer Sechs" nennen."

Die Stimme kam aus der merkwürdigen Verzierung neben dem Spiegel, die sich also als ein telephonischer Lautsprecher entpuppte. Die Frau, die als Connie angere... wurde, ging sofort auf den Apparat zu und sprach hinein wie in ein gewöhnliches Telephon.

„Seine Klamotten sind noch nicht da", erwiderte sie.

„Die werden schon gleich kommen — in ein paar Minuten. Du kannst ruhig einstweilen mit deiner Arbeit anfangen."

Sie wandte sich wieder zu Roland zurück — und mit einem Male verwandelte sich ihr ganzer Ausdruck. Sie ließ sich jetzt erst richtig gehen.

„Die Sache ist richtig!" rief sie erleichtert aus. „Sie können das Wasser ruhig wieder auskippen. Wir brauchen es nicht. Wenn Sie wirklich eine Maniküre wünschen, dann können Sie sich das gefälligst alleine besorgen."

Roland mußte über diese burschikose Anrede unwillkürlich lachen und warf ihr dabei einen wohlgefälligen Blick zu. Aber sie erwiderte diesen Blick so leidenschaftlich, daß er darüber in Verlegenheit geriet.

„Na also", sagte sie dann mit ihrer früheren Gemächlichkeit.

„Nun drehen Sie sich mal ein bißchen zur Seite, und lassen Sie mich Ihr Profil sehen." Als sie seine Überraschung bemerkte, fügte sie, schon wieder etwas ungeduldiger, hinzu: „Ach, zieren Sie sich doch nicht so! Sie glauben doch nicht etwa, ich bin in Sie verliebt? . . . So ist es besser! Nun mal die andere Seite. Ganz einfach ist die Sache bei Ihrem Gesicht nicht zu machen! Aber wir werden es schon kriegen." Sie holte einen Bleistift und einen kleinen Block herbei, machte ein paar Skizzen und strich sie wieder durch. Dann fuhr sie mit der Hand über sein Kinn, über die Nase und die Backenknochen hin.

„Ich denke — so wird's gehen!" rief sie dann aus und legte ihm ein weißes Frisierlaken um.

„Aha — also Schönheitspflege?" fragte er scherzhaft.

„Gewissermaßen schon!" gab sie zurück und lachte dabei. „Sie sind ja eigentlich ein ganz hübscher junger Mann, und ich will mir alle Mühe geben, Sie nicht allzusehr zu verunzieren. Aber Sie müssen älter und — jedenfalls anders aussehen. Schauen Sie, Roland, Scotland Yard wird heute abend gewiß ein Auge auf Sie haben."

„Ganz richtig, Connie! Sagen Sie mir nur, was ich zu tun habe."

„Sie brauchen nichts weiter zu tun, als etwa eine Stunde lang mal ganz still zu halten. Wenn Sie dazu aufgelegt sind, können Sie meinetwegen sogar dabei schlafen. Manchmal wird es allerdings ein bißchen weh tun, aber nicht sehr."

Sie ließ ihn seinen Kragen und die Krawatte abnehmen, dann trug sie auf Gesicht und Hals verschiedene Substanzen auf. Darauf bearbeitete sie sein Kinn mit einem elektrischen Vabrator, bedeckte das Gesicht mit einer heißen Maske und benutzte einen anderen Apparat, der ihm ein prickelndes Gefühl auf der Haut verursachte.

„Das war dazu nötig, um die Farbe in die Haut einzumassieren", erläuterte sie. „Der nächste Teil der Behandlung wird aber ein bißchen schmerzhaft sein."

Dann schien es, als ob sie heißes Metall auf beide Seiten seiner Nase preßte. Als das Metall sich abzukühlen begann, wurde es von neuem erhitzt. Dieser Prozeß dauerte allein schon nahezu eine Stunde. Dann preßte sie eine dritte Maske fest über sein Gesicht.

„Während des Erkaltens werde ich jetzt Ihr Haar vornehmen", bemerkte sie, und obwohl er nichts davon sehen konnte, so fühlte er doch, wie sie seinen Kopf bearbeitete, nicht mit der Schere, sondern mit dem Rasiermesser. Nchdem dies geschehen war, streifte sie seine Manschetten zurück und beschäftigte sich mit seinen Händen und den Armgelenken. „Das ist alles, wasich für Sie tun kann, Roland." Sie befreite ihn von der Maske und nahm ihm das weiße Laken wieder ab.

„So! Und nun sagen Sie mir mal, wie Sie sich selber gefallen."

Er stand auf und starrte erstaunt in den Spiegel. Er war wohl darauf vorbereitet, sich stark verändert zu finden, und war nun fast erschreckt, daß er auf den ersten Blick überhaupt nicht verändert zu sein schien. Aber dieser Eindruck hielt nur für die erste Sekunde an. Im nächsten Moment schon kam es ihm so vor, als ob er in einen ganz anderen Menschen verwandelt sei.

(Fortsetzung folgt.)

Am Mammut-Friedhof von Khara-Ulakh.

Mit Jakuten auf Elfenbeinsuche im äußersten Norden Sibiriens.

Von **Anton E. Zischka.**

Im August des Jahres 1900 jagte eine Lamuten-Horde am Beresovka-Fluß im äußersten Nordwesten Sibiriens. Tarabykni, einer der Jäger, fand dabei einen riesigen Elefantenzahn, ein 83 Kilo schweres Stück Elfenbein. Er entdeckte nicht weit davon einen Mammutschädel und schließlich, eingefroren, das ganze Tier: ein Ungetüm mit rotbraunen langen Haaren, das eben erst verendet zu sein schien.

Der Zufall wollte es, daß Wissenschaftler von diesem Fund erfuhren. In St. Petersburg wurde eine Expedition ausgerüstet und jetzt steht das Mammut im Museum. Man untersuchte das Blut, man stellte die Todesursache des gut 20 000 Jahre alten Mammutbullen fest, man fand im Magen seine letzte Mahlzeit . . . Und am Schluß des wissenschaftlichen Berichtes über das Urtier steht folgendes: „Untersuchungen des Bodens von Kotelny Island, der Neu-Sibirischen Inseln überhaupt und großer Teile des Khara-Ulakh-Gebirges ergaben, daß sie voll von Mammutgebeinen sind. Das ganze Gebiet stellt einen gigantischen Friedhof des ausgestorbenen Elephas primigenius dar." Das war 1901 geschrieben worden. Und trotzdem fand sich 30 Jahre lang niemand, der die ungeheuren Schätze hätte heben können. 30 Jahre nach dieser Notiz begannen wir Verhandlungen mit der Sowjetregierung, um die Erlaubnis zu Ausgrabungen zu bekommen.

Und dann also landeten wir, Ralph Cramer, ein Sohn George H. Cramers, des berühmten Elefantenjägers aus Deutsch-Ostafrika, Jergheli, ein Lamute, der das Gebiet nördlich des 70. Grades besser kennt als sonst wer, und ich, mit zwei Flugzeugen in Werchojansk, der kältesten Stadt der Erde. 71 Grad unter Null wurden in der Wetterwarte dieses von 500 Menschen bewohnten sibirischen Städtchens verzeichnet. Vier Monate im Jahr ist Werchojansk völlig von der Welt abgeschnitten. Kein Mensch besucht es, kein Mensch verläßt es. Totenstille Tag und Nacht. Die acht übrigen Monate aber ist Werchojansk der geistige und wirtschaftliche Mittelpunkt ganz Nordsibiriens. Dann herrscht dort Leben. Renntierherden, Jakuten und Lamuten, die Pelze bringen, Tschuktschen vom Anadyrfluß, was in einem Umkreis von tausend Kilometern in den Eiswüsten und in den dichten Wäldern am Lenafluß und am Jana lebt, kommt in die „Tundra-Metropole".

Als wir angekommen waren, gab es eben ein großes Tschuktschen-Fest. Wir waren eingeladen worden. Und so begann dieses Abenteuer um vorweltliche Tiere mit vorweltlichen Sitten. Die Tschuktschen nämlich betrinken sich nicht mit Branntwein. Wenn sie reich genug sind, kaufen sie getrocknete Fliegenpilze, von weither eingeführte Giftschwämme. Ein Absud wird gemacht, und nichts berauscht so sehr wie diese graugrüne Flüssigkeit.

Nun, hier also überwinterten wir unsere Flugzeuge, hier rüsteten wir Boote aus, um am Jana das Eismeer zu erreichen, Jakutenmannschaften, ohne die wir wohl nie den Mammutfriedhof erreicht hätten. „Bir äraiz äölökh", ist der Wahlspruch dieses Volkes, „Gemeinsam für Freunde und das gesteckte Ziel sterben". Eintönige Tundra, nachdem die dichten Wälder längst zurückgeblieben waren. Millionen Stechfliegen, blutgieriger, unerbittlicher als alle Moskitos Südamerikas, als alle Quälgeister Innerafrikas. Einsamkeit, tagelang, wochenlang. Ebene, unendliche, vereiste Ebene, nur ganz ferne die eisbedeckten Gipfel der Khara-Ulakh-Berge.

Eis und Stromschnellen und dann, obwohl es ja Sommer sein sollte, plötzlich ein „Buran", ein sibirischer Schneesturm. Tagelanger Kampf gegen diesen eisigen Wind, gegen die scharfen Schneekristalle, die einem die Haut blutig reißen, die alles Leben zu ersticken drohen.

Wir flüchteten in eine kleine Zeltstadt, die Samojeden nahe dem Ufer des Jana errichtet hatten, zu einer Herde von gut 12 000 Renntieren und aßen hier zum erstenmal nach Wochen wieder Gemüse — sonderbares Gemüse allerdings: Wenn ein Ren geschlachtet wird, ist das erste, den Magen des Tieres aufzuschneiden, ihm das halbverdaute Tundra-Moos zu entnehmen. Nur durch den Einfluß des Magensafts wird das graugrüne, harte Gewächs für den Menschen genießbar.

Dann brannte die Sonne wieder erbarmungslos auf unsere kleine Flotte. Endlich kamen wir zur Mündung, 74 Grad nördlich an den Nordenskjöld-See. Und hier, in den Sommersiedlungen der Samojeden und Lamuten, in all den Renntierzelten und Erdhütten dieser nördlichsten Nomaden fanden wir, was wir suchten: Mammut-Elfenbein. Gigantische Hauer, frisch und weiß, 80 Kilo, 60 Kilo schwer jeder Zahn.

Wir zogen der Küste entlang bis zu den steil ins Eismeer abfallenden Khara-Ulakh-Bergen. Wie im Modell einer geologischen Sammlung sind an diesem Gebirgsbruch die Schichten zu erkennen: Ein halbes Meter moosbedeckter Erde, zwei bis vier Meter Erde mit Felsen, Holzresten und Eisblöcken durchsetzt, und dann, so weit der Bruch offen liegt, eine gigantische Schicht blauschwarzen Eises. Auf dieser Eisschicht ruhen unzählige Mammut-Leichen. Wo die Kadaver leicht erreichbar sind, haben die Eingeborenen Fleischstücke abgehackt, haben Polarfüchse sich in die Riesenleiber gefressen. Wir fütterten unsere Schlittenhunde mit dem Mammut-Fleisch, das nach 20 000 Jahren so frisch ist, als wäre das Tier erst gestern verendet. Da fanden wir einen Bullen, der das Maul halb offen hatte. Es war voll halbgekauter Pflanzen, Reliquien aus der Eiszeit.

Wir hatten verschiedenen Museen Blutproben der Vorwelttiere versprochen, die Lungen und ein ganzes Fell. Man packte die Organe in große, wassergefüllte Säcke; in wenigen Augenblicken waren sie eingefroren. Und dann also begann das Ausgraben des Elfenbeins. Wir sprengten die ins Meer abfallenden Klippen los, durchsuchten die Erdmassen nach den Stoßzähnen, fanden mehr als sieben Tonnen allein auf den Kotelny-Inseln. 120 Lamuten halfen uns bei der Arbeit, tauschten Elfenbein gegen Hacken und Munition und Arzneien ein.

Es war September geworden. In Sackleinwand eingenäht lagen die Stoßzähne des Mammutfriedhofs da. Die ersten Winterstürme schneiten unser Lager ein, der Jana war schon fast ganz zugefroren, der Lena-Fluß, zu dem wir unsere Schätze schafften, begann sich ebenfalls mit Eis zu bedecken. Die Lamuten und Samojeden, die Tungusen und Jakuten, die im Sommer an die Eismeerküste ziehen und den ungeheuren Fischreichtum dieser nördlichen Ströme unausgenützt lassen, zogen sich zur Waldgrenze zurück.

Und Berge von Elfenbein, Tonnen kostbarster Mammuthauer in Eis und Schnee des äußersten Nordens. Viele tausend Kilometer trennen uns von den Auktionshallen im Londoner Mincing Lane, wo dieses Elfenbein neben afrikanischem und indischem versteigert werden soll.

Sechs Tage kämpften wir gegen Strömung und Eis, gegen Klippen und Strudel der Lena. Dann wurden unsere Boote in Schlitten verwandelt, Samojedenhunde schleppten einen Teil unseres Elfenbeins ins Landinnere, Jakutsk zu. Wenn wir Weißen glaubten, im Schneesturm nicht mehr weiter zu können, dann flößten die Jakutenführer uns mit Tabaksaft vermischten Branntwein ein. Und diese Jakuten, diese kleinen, breitgesichtigen Männer mit den schwarzen, leuchtenden Augen blieben ihrem Wahlspruch treu. Sie erreichten mit uns das Ziel, das sie sich gesteckt hatten, sie wären für uns Schatzsucher wohl auch gestorben wie ihre Landsleute, die vor zwei Jahrzehnten mitten im Winter, mitten durch wildeste Schneestürme sich von Werchojansk tausend Kilometer weit nach Srednje-Kolymsk durchgekämpft hatten, um Serum hinzubringen, die Gegend vor einer entsetzlichen Typhusepedemie zu retten.

Grausam wie zur Zeit, da Mammutherden hier die Tundra abfraßen, ist die Natur Nordsibiriens geblieben. Eis, Schnee, Stürme — aber überall unvorstellbare Schätze in dem gefrorenen Boden: Elfenbein, Petroleum, Gold, Platin. Immer mehr Prospektoren kommen in diese arktischen Schneewüsten, Flugzeuge sind den Jakuten längst kein Wunder mehr, und bald wird auch dieser unbekannteste, kälteste Zipfel Asiens industrialisiert und ausgebeutet sein wie Westsibirien und der Ural.

Licht über Mittelasien.

Von **Theodor Lindenstädt.**

Mit der vor einiger Zeit erfolgten Rückkehr Sven Hedins nach Peking ist eine der längsten und — wie schon jetzt gesagt werden kann — ergebnisreichsten Forschungsunternehmungen der neueren Zeit zum Abschluß gelangt. Mehr als sechs Jahre sind vergangen, seit der berühmte Schwede mit einem Stabe von 27 wissenschaftlichen Mitarbeitern aus den verschiedensten Wissensgebieten, 75 Hilfskräften und rund 300 Kamelen aus der Hauptstadt Chinas aufbrach, um nach Südwesten in das Herz Asiens vorzustoßen. Ungeheure Arbeit wurde in dem seither verstrichenen Zeitraum geleistet; ihr entsprachen die erzielten Erfolge, die ganz neues Licht auf bisher fast unbekannte Gegenden warfen. Im erfreulichsten Gegensatz zu den Ergebnissen standen die Opfer, die das Unternehmen gekostet. Nur zwei Tote waren zu beklagen, zwei Chinesen, von denen der eine dem Fieber erlag, der andere, überwältigt von der ungeheuren Einsamkeit, in der er zu arbeiten genötigt war, Hand an sich selbst legte. Größere Verluste traten bei den Kamelen auf, von denen einige Dutzend den Strapazen, dem zuweilen unvermeidlichen Mangel an Futter und Wasser erlagen.

Demgegenüber stehen die erzielten Erfolge. Es wurden uralte, in Stein gemeißelte Inschriften entdeckt, Abbildungen von Tieren verschiedenster Art, die weiter in die graue Vorzeit zurückreichen, als man es bislang für möglich gehalten. Dazu kommen umfassende Untersuchungen der Klimaschwankungen in ausgedehnten Gebieten, der Lama-Kultus in Tibet wie in der Mongolei wurde eingehend studiert und noch manche andere Wissensgebiete zum Gegenstand sorgfältigster Forschung gemacht.

Von besonderem Interesse sind dabei die Arbeiten eines Landsmannes Hedins, des Geologen Dr. Norin, der sich die Untersuchung der Gletscherspuren in Tibet und den Tälern des Karakorum zur Aufgabe gesetzt hatte. Vor vielen Jahrtausenden lag ganz Tibet unter Gletschereis begraben. Als dieses dann allmählich schmolz, bildete das aus ihm entstandene Wasser ein großes Binnenmeer, von dem das heutige, Hunderte von Kilometern im Durchmesser zählende Tarimbecken angefüllt wurde. Trotz seiner Größe trocknete es im Laufe der Zeiten aus, nur einzelne Reste blieben zurück, und zwar als „wandernde Meere", wie sie in dieser Art wohl einzig dastehen. Am bekanntesten von ihnen dürfte der Lop-Noor sein, der infolge von Erdbewegungen und -verschiebungen seine Lage nachweisbar um 60 bis 70 Kilometer geändert hat. Die Entdeckung dieser Erscheinung erregte unter den Geologen und Geographen damals große Aufregung.

Gegenwärtig liegt der Lop-Noor in der Nähe der Stadt Lu-Lan, richtiger gesagt, in der Nähe der Ruinen dieser alten Stadt. Lu-Lan wurde einst an den Ufern des Sees erbaut, dann aber von den Bewohnern verlassen, als der wasser- und damit lebenspendende See abwanderte. Erst in neuerer Zeit ist er an seinen alten Platz zurückgekehrt; es erscheint aber höchst zweifelhaft, ob Lu-Lan, nachdem sich die Unzuverlässigkeit des Sees herausgestellt hat, je wieder besiedelt werden wird.

Nicht weit von den heutigen Ufern des Lop-Noor stieß ein anderer Mitarbeiter Sven Hedins, der Deutsche Dr. Bergmann, auf ausgedehnte Funde vorgeschichtlicher Herkunft. Über 50 000 Gegenstände aus der Steinzeit wurden hier ausgegraben, darunter die verschiedenartigsten Werkzeuge, ferner rund 10 000 Handschriften auf Holztafeln, die offenbar aus einer Zeit stammen, als das Papier noch nicht bekannt war. In einigen Fällen ist die Entzifferung bereits gelungen. Sie handeln interessanterweise von einem Kampf gegen die Hunnen, welche die nach Südwesten ziehenden Seidenkarawanen zu überfallen pflegten. Viele Jahrtausende sind die Holztafeln alt; ihre Erhaltung über einen so langen Zeitraum hinweg ist wohl nur der konservierenden Wirkung des trockenen Wüstensandes zu danken, der wir schon manche wertvollen Funde zu verdanken haben.

Lu-Lan war nicht die einzige Stadt, auf welche die Forscher stießen. Man fand auch Reste des alten Edsina, das schon von Marco Polo besucht wurde und damals ein blühendes Gemeinwesen bildete. Es lag am Ufer des Gaschon-Sees, der dann auch eines Tages auf den Einfall kam, sich einen anderen Platz zu suchen. An seiner Stelle blieb nur eine Wüste zurück. Edsina erlitt das gleiche Schicksal wie Lu-Lan; es wurde von seinen Bewohnern verlassen und versank in Vergessenheit, bis es nun wieder aufgefunden wurde. Die Stadt bietet einen eigenartigen Anblick. Noch umschließen sie die hohen Mauern, bei deren Anblick der Reisende einem bewohnten Ort sich zu nähern glaubt. Im Innern ist aber alles tot und verlassen. Es fehlt eben das Wasser. Noch finden sich Spuren eines alten Kanals, mit dessen Hilfe die Bewohner von Edsina nach dem Zurückweichen des Gaschon-Sees das lebensnotwendige Element für ihre Stadt zu sichern suchten. Aber der See war schneller; sein Wasser verschwand, ehe die Leute von Edsina mit Graben und Mauern nachkommen konnten. Heute bildet die Gegend eine trostlose Wüste, in der alles Leben verschwunden ist und wohin es in absehbarer Zeit auch nicht wieder zurückkehren dürfte.

Ganz anderer Art waren die Arbeiten, mit denen Dr. Bohlin im nordwestlichen Kansu betraut wurde. Sie galten dem Nachspüren nach Versteinerungen jeder Art, von Dinosauriern, Fischen und Kerbtieren, vor allem aber Pflanzen aus unendlich fernen Zeiträumen. Zahlreiche, bislang gänzlich unbekannte Arten kamen ans Tageslicht. Die Skelette der genannten Tiere wurden mehrfach in großen Ansammlungen gefunden. Die Art ihrer Erhaltung spricht für eine umfassende Katastrophe, bei der sie alle gemeinsam zu Grunde gingen.

Während es Dr. Bohlin nicht gelang, Überreste menschlicher Geschöpfe aus dieser frühen Zeit nachzuweisen, deuten verschiedene von ihm aufgefundene Gegenstände doch auf menschliche Herkunft hin. Ja, er glaubt genügend Anhaltspunkte ermittelt zu haben, aus denen hervorgeht, daß schon in Urzeiten Mittelasien Zeuge ausgedehnter Völkerwanderungen war, eine Auffassung, die von Sven Hedin selbst in vollem Umfange geteilt und zudem durch das Auffinden steinerner Werkzeuge bekräftigt wird, die ein Mindestalter von einigen hunderttausend Jahren haben müssen.

Die angegebenen Beispiele geben nur einen unvollkommenen Einblick in die außerordentlich vielseitige Tätigkeit der Sven Hedinschen Expedition. Diese hat eine Unmenge von Tatsachenmaterial zusammengetragen, das ganz neues Licht auf die bislang noch recht dunklen Gebiete dieses Teils Mittelasiens werfen dürfte. Allerdings müssen bis zur völligen wissenschaftlichen Ausarbeitung der gemachten Funde angesichts ihrer Reichhaltigkeit wohl noch Jahre vergehen.

Lustige Ecke

Au!

„Sehen Sie mal! Da kommt der Müller an, der hat doch richtige Romanbeine?"

„Romanbeine? Wieso?"

„Na, erst sind se zusammen, dann gehen se auseinander, und zum Schluß treffen se sich wieder."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T.z o.p., beide in Bromberg.